

Hanna und die Schokobienen

Das Leben im Dorf schlich im immer gleichen Trott dahin.

Jeder kannte jeden, die Sonne ging täglich an der gleichen Stelle auf, und es war schon etwas Aufregendes, wenn mal der Bus ein paar Minuten Verspätung hatte. Der Wind piffte wie immer durch die undichten Fenster und Hanna kuschelte sich nochmal ins Bettchen, um den kleinen Rest Wärme zu retten, der sich in ihrem mit Gänsefedern gefülltem Zudeck versteckt hatte. Sie hatte sich schon lange bei ihren Eltern über das undichte Fenster beschwert, doch deren Ohren hatten offenbar besseres zu tun, als ihr zuzuhören. Selbstverständlich waren alle anderen Zimmer wohlig warm, so dass es keinen Grund gab, etwas zu unternehmen, da bekanntlich Kinder immer übertreiben.

Dabei war es ihrer Mutter ebenso ergangen, als sie noch im Haus ihrer Eltern wohnte. Sie war damals aus Protest mit ihrer Schwester unter die Treppe gezogen, ohne dass sich darunter eine Kammer befand. Jeder, der daran vorbeilief, sah sie dort liegen. Sie hatten ihr Bettzeug geschnappt und schliefen dort auf den Fliesen, bis sich ihr Vater erbarmte und den Umbau des Zimmers der Kinder in Angriff nahm. Stolz hatte ihre Mutter immer wieder davon berichtet.

Aber heute war sie erwachsen und hatte Mühe, die Sprache der Kinder zu verstehen. Hanna hatte keine Lust, es ihrer Mutter nachzumachen und ebenfalls unter die Treppe zu ziehen. Es wiederholte sich ohnehin schon alles im Dorf, so dass auch diese Wiederholung sie langweilen würde.

Missgelaunt schlenderte Hanna die Treppe hinunter. Ganz leise war der Ruf ihrer Mutter ans Ohr gedrungen, dass das Frühstück fertig sei. Ein magischer Ruf, der etwas Freude erhoffen ließ, falls es heute Besonderes zum Naschen gäbe.

Vorsichtig lugte sie um die Ecke, um den Frühstückstisch zu mustern. Die Kinnlade fiel hinunter und mit diesem entstellten, langen Gesicht marschierte sie in die Küche ein. Wieder gab es gesundheitsbewusstes Essen. Hanna konnte den übertriebenen Ernährungstipp ihrer Mutter nicht verstehen.

Obst, Körnerbrot oder -brötchen, Müsliriegel, Bienenhonig und Milch, das waren die Sachen, die bei keinem Frühstück fehlten.

Langweilig. Immer nur das Gleiche. Hannas Anregung, mal Schokolade, ein paar Gummibärchen oder wenigstens etwas anderes in der Richtung auf den Tisch zu stellen, überhörten sie genauso, wie ihren Wunsch, das Fenster abzudichten.

„Was ziehst du für ein Gesicht“, beschwerte sich ihre Mutter. „Du könntest so hübsch sein, wenn du etwas lächeln würdest.“

„Ich ziehe kein Gesicht“, konterte Hanna. „In meinem Zimmer zieht es. Vielleicht hat es auch an meinem Gesicht gezogen. Dafür kann ich nichts“. Und sie schob zusätzlich die Unterlippe vor, wobei sie den Honig anstarrte.

Hanna merkte sofort, dass ihre Mutter sie wieder nicht verstanden hatte, oder besser gesagt, es nicht wollte.

„Soll ich dir ein Honigbrötchen schmieren?“, hörte sie ihre Mutter, die den Blick auf den Honig zum Anlass nahm, vom Thema abzulenken.

„Ich mag diesen Honig nicht. Ich mag nur Schokohonig.“

„Leider gibt es keine Schokobienen, mein Schatz, sondern nur Honigbienen.“

„Es gibt sehr wohl Schokobienen. Es gibt ja auch Schokokühe.“

„Die Kühe sind ja auch gescheckt und geben darum Milch und keinen Honig. Hast du schon mal eine gescheckte Biene gesehen?“

Doch so leicht war Hanna nicht auszutricksen. Sie war immerhin schon sechs Jahre alt und würde nächstes Jahr zur Schule kommen.

„Es gibt aber Zebras, die sind auch gestreift und geben auch Milch.“

„Aber keinen Honig.“

„Aber die gescheckten Bienen könnten den Schokohonig geben.“

Jetzt verlor ihre Mutter doch langsam die Nerven, während ihr Vater nur amüsiert vor sich hin grinste.

„Wenn du mir eine gescheckte Biene zeigst, kriegst du auch deinen Schokohonig, aber solange isst Du den Honig von den gestreiften Bienen. Und jetzt ist Schluss mit der Diskussion!“

„Eine lebendige?“

„Ja, eine lebendige. Was soll ich dir schmieren?“

„Ein Honigbrötchen“.

Schlagartig besserte sich Hannas Laune. Das würde sicher nicht schwer sein, eine gefleckte Biene zu finden. Bloß weil ihre Mutter noch keine gescheckte Biene gesehen hat, bedeutete das lange nicht, dass es sie nicht gäbe. Ihre Eltern hatten nicht mal Zeit, sich um ihr undichtes Fenster zu kümmern, da würde ihnen eine fleckige Biene schon gar nicht auffallen und wenn sie gleich auf ihrer Nase säße. Außerdem gibt es zum Beispiel Kreuzottern, von denen sie ebenfalls nie eine gesehen haben.

Die Erwachsenen waren schon albern. An Kreuzottern glauben sie, doch an gescheckte Bienen nicht.

Aber nicht mehr lange. Hanna wird sie finden, die Bienen mit Flecken drauf und dann würde sie endlich ihren Schokohonig bekommen.

Den ganzen Tag lief Hanna im Dorf herum, schaute in jede Blüte, in jeden Strauch und untersuchte jede Ecke, wo ein leises Summen zu hören war. Es waren aber immer diese blöden, gestreiften Bienen. Langweilig. Hanna wäre aber nicht Hanna, wenn sie jetzt schon aufgeben würde. Vermutlich waren sie etwas scheu, oder sie ernähren sich von anderen Sachen. Na klar, schließlich sollen sie ja Schokolade produzieren und keinen ollen Honig, den jeder hat. Vielleicht sollte sie dort suchen, wo die braungescheckten Kühe leben. Die fressen bestimmt nicht das Gleiche, wie die schwarz-weiß-gescheckten. Sicherheitshalber rief sie weiterhin ein paar Mal nach den Schokobienen, aber sie wurde von ihnen sicher genauso wenig verstanden, wie von ihren Eltern.

Sie hatten vor einiger Zeit einen Ausflug gemacht, der sie etwas weiter weggeführt hatte. Die Richtung wusste sie noch. Dort gab es diese braunen Kühe, die angeblich Schokomilch herstellen.

Der Weg war weit, die Zeit knapp. Sie suchte sich ein altes Marmeladenglas heraus, stach mit Papas Schraubenzieher einige Löcher in den Deckel und stopfte es zusammen mit ein paar Bananen und einigen Brötchen in ihren Rucksack. Dann schwang sie sich auf ihr Fahrrad und radelte davon.

Zum Glück lebte sie nicht im Gebirge, dann wäre es bestimmt eine kurze Reise geworden, aber so ging es gut voran. Die Sonne strahlte, als würde sie Hanna für ihre tolle Idee belohnen wollen und der Wind kraulte ihr langes Haar, was fast schöner war, als das Streicheln von Mama und Papa. Vielleicht empfand sie es nur so, weil ein wahnsinnig spannendes Abenteuer auf sie wartete und sie ihrer Mutter beweisen kann, dass es Schokobienen gibt. Am meisten freute sie sich auf den

Schokohonig, der bald jeden Tag auf dem Frühstückstisch den dummen alten, langweiligen, gelben Honig auslachen würde.

Hin und wieder rief sie nach den Schokobienen, in der Hoffnung, dass eine von ihnen ihre Sprache spräche und zufällig, wie sie, einen kleinen Ausflug macht. Doch sie war nicht traurig, als niemand antwortete, denn sie war noch weit von ihrem Ziel entfernt.

Hanna schoss an den alten, roten Backsteinhäusern vorbei und winkte den Omas, Opas und Kindern zu, die sich davor tummelten, und wurde noch fröhlicher, wenn ihr alle freundlich zurückwinkten. Und obwohl die es gar nicht wissen wollten, rief sie ihnen zu, dass sie auf dem Weg sei, die Schokobienen zu suchen, was die Menschen mit einem ausgelassenen Lachen belohnten.

Nachdem sie schon ein paar Stunden gefahren war, rief ihr ein altes Mütterchen zu: „Warte Kleines, du brauchst nicht weiter zu suchen, ich habe eine Schokobiene. Wenn du willst, kannst du sie haben.“

„Ja?“, Hanna konnte ihr Glück nicht fassen. Sie bremste so kräftig, dass sie fast gestürzt wäre, und kehrte zum Haus der alten Frau zurück, die inzwischen hinter der Tür verschwunden war. Aufgeregt kramte sie ihr Marmeladenglas hervor und schraubte schon den Deckel ab, um ihren Schatz darin zu verstauen.

Doch die Enttäuschung war riesengroß, als die Frau mit einer kleinen Schokoladenbiene auftauchte, die in goldenes Papier eingewickelt war und schwarze Streifen auf dem Körper aufwies. Wenn sie wenigstens gefleckt gewesen wäre, hätte sie ihren Eltern zeigen können, dass auch andere Menschen gescheckte Bienen kennen - aber so war sie gar nichts Wert. Das Mütterchen verstand nicht, dass das Mädchen ohne ihre Nascherei weiterfuhr und vor sich her murmelte: „Die ist ja gestreift. Ich hasse gestreifte Bienen.“

Die gute Laune war dahin. Die Sonne wurde lästig, da sie wegen der Anstrengungen zu schwitzen begann. Der Wind hätte besser von hinten pusten sollen, um sie anzuschieben. Alle waren gegen sie. Aber jetzt erst recht. Hanna ahnte, warum die Erwachsenen keine Schokobienen kannten, weil sie nicht daran glauben wollen. Den lieben Gott hatte auch noch keiner gesehen und trotzdem erzählten Oma und Opa und manchmal auch Mama von ihm. Sie suchen sich einfach aus, was ihnen gefällt und da sie Schokohonig nicht gern essen, glauben sie nicht an Schokobienen. Genau so wird es sein. Sie ärgerte sich, dass sie einen kleinen Moment an der Schokobiene gezweifelt hatte.

Inzwischen wurde es schummrig. Sie hatte bisher keine einzige braune Kuh gesehen. Wie lange sie noch brauchen würde, konnte sie nicht einschätzen. Aber sie wollte auch niemanden fragen, da sicher keiner verstehen würden, was ein kleines Mädchen zu dieser Zeit allein in einer fremden Gegend zu suchen hatte. Sie steuerte ein Wäldchen an, das ihr Schutz vor der Kälte versprach. Die Dunkelheit kam schneller als gedacht und die Bäume über ihr nahmen ein weiteres Stück von dem spärlichen Mondlicht weg.

Trotzdem freute sie sich, dass der Mond bei ihr war. Dadurch konnte sie erkennen, wo sich ein Moosteppich gebildet hatte, so dass sie etwas weicher lag. Wie schön wäre es, jetzt eine Decke zu haben. Sie hatte damit gerechnet, die Schokobiene schneller zu finden, so dass ihr der Gedanke, eine Zudecke mitzunehmen niemals gekommen wäre. Zum Glück hatte sie sich eine Jacke eingesteckt, mit der sie sich jetzt notdürftig zudeckte.

Es war eine eigenartige Stille im Wald. Aus der Ferne hörte sie ein paar Frösche, die sich bemühten, sie in den Schlaf zu singen und das sanfte Rascheln der Zweige tat

sein Übriges. Sie hatte keine Angst und schlief mit dem Gedanken an die Schokobienen ein.

Die Vögel standen ziemlich früh auf. Ihr Trällern hallte im ganzen Wald wieder und Hanna stimmte mit ein, wobei sie versuchte, die Melodie ihres Lieblingssängers nachzuahmen. Sie hatte im ersten Moment ihr Zimmer mit dem zugigen Fenster herbeigesehnt, da ihr etwas kalt war, aber der Gesang der Vögel entschädigte sie für die unsanfte Nacht, die sie in allen Knochen spürte. Sie lief zum Waldrand, wo sie die wärmenden Sonnenstrahlen aufsaugte, und aß alle Bananen auf einmal auf, die sie im Rucksack fand.

Sie versuchte ein weiteres Mal, die Schokobienen zu rufen, lauschte eine Weile und wollte schon weitergehen, als sie hinter sich eine Stimme hörte.

„Was möchtest Du von mir? Warum schreist du denn den ganzen Tag herum?“ Hanna drehte sich um, doch es war nichts zu erkennen, was zu ihr gesprochen haben könnte.

„Hallo? Zeige dich, ich kann dich nicht sehen.“

„Bist du blind? Ich bin genau vor dir. Hast du etwa nicht gewusst, dass wir so klein sind?“

Hanna musste sich sehr konzentrieren, um die kleine Biene zu erkennen, die vor ihr in der Luft schwebte. Und wenn sie sich nicht täuschte, war sie gefleckt.

„Wer bist du?“

„Ich bin Biene Bumm, eine Schokobiene. Du hast mich doch gerufen.“

Langsam bewegte sich Hanna zu ihrem Rucksack und tastete nach dem Marmeladenglas, ohne Biene Bumm aus den Augen zu lassen.

„Lass das ja sein, sonst steche ich dich!“, warnte die Biene.

„Bist du nur gekommen, um mich einzusperren?“

„Nnein, i i ich wollte nur Meine Mutti sagt ... Ach quatsch, na klar wollte ich dich fangen, denn du würdest doch kaum freiwillig mitkommen, oder?“

„Natürlich nicht. Warum sollte ich?“

„Meine Mutti glaubt nicht, dass es Euch Schokobienen gibt. Wenn ich es ihr aber beweise, bekomme ich morgens immer Schokohonig.“

„Das ist auch gut so, dass die Menschen uns nicht kennen. Sonst würden sie uns genau wie den dummen Honigbienen das Essen klauen und uns mit billigem Ersatzfutter abspesen. Niemals werde ich mit dir mitkommen.“

„Aber es gibt doch schon Schokohonig.“

„Nein, nein. Das ist nur geschmacklose Schokocreame, die die Menschen selbst machen.“

„Komm doch mit“, bettelte Hanna. „Du musst ja nicht verraten, wo ihr wohnt. Du sollst dich ja nur zeigen und dann kannst du wieder nach Hause fliegen.“

„Das ist mir viel zu gefährlich. Vielleicht frisst mich unterwegs ein Vogel oder die Menschen schlagen nach mir. Nein ich bleibe lieber hier.“

Hanna begann zu weinen. All ihre Träume von einem zauberhaften Frühstück mit Schokohonig zerplatzten. Es machte ihr nichts aus, dass es nur geschmacklose Schokocreame sein soll, sie schmeckt trotzdem traumhaft.

„Hör auf zu heulen, Kleine. Ich werde dir helfen. Wir können nämlich etwas zaubern, nur darum haben uns die Menschen noch nicht entdeckt. Ich werde dich jetzt kurz stechen und dann wirst du dich selbst in eine kleine Schokobiene verwandeln und kannst zu deiner Mutti fliegen. Zeige dich nur kurz. Es ist sehr gefährlich, lebensgefährlich für dich. Willst du es wagen?“

Hanna überlegte. Was soll ihr schon passieren? So eine Biene ist schnell, wendig und kann sich mit ihrem Stachel gut verteidigen. Aber halt.

„Müssen die Bienen nicht sterben, wenn sie gestochen haben und der Stachel im Opfer steckenbleibt?“

Biene Bumm beruhigte sie.

„Bei uns Schokobienen ist das anders. Du vergisst, dass wir besondere Bienen sind, die zaubern können.“

„Kann ich dann auch zaubern?“

„Nein, tut mir leid. Du bist, auch wenn du dann so aussiehst, keine Schokobiene.“

„Schade. Das wäre toll gewesen. Aber wenn das so gefährlich ist, als Biene nach Hause zu fliegen, kannst du mir nicht wenigstens drei oder vier Zauberwünsche schenken, um mich zu verteidigen?“

„Na gut. Ausnahmsweise. Aber zwei Wünsche müssen reichen. Überlege dir gut, was du dir wünschst. Wenn du deinen Wunsch laut aussprichst, wird es geschehen.“

Darauf stach Biene Bumm Hanna in den Arm und augenblicklich sackte sie nach unten, da sie vergessen hatte, mit den Flügeln zu schlagen. Um so schöner war es, als sie wieder aufstieg und dann neben Biene Bumm schwebte.

„Übrigens woher wusstest du, dass die Schokobienen gescheckt sind?“

„Weiß doch jedes Kind“, prahlte Biene Hanna und flog davon.

War das ein tolles Gefühl, durch die Lüfte zu fliegen. In rasender Geschwindigkeit zog die Landschaft unter ihr dahin. Sie sah wesentlich gewaltiger aus, als vorher, was sicher an ihrer ungewohnt kleinen Größe lag.

Hanna flog zur Landstraße, da sie Angst hatte, sonst nicht nach Hause zu finden.

Hier fuhren riesige Fahrzeuge und vor allem erzeugten sie einen solchen Wind, dass Hanna aufpassen musste, nicht mitgerissen zu werden. Folglich hielt sie ein wenig Abstand zur Straße und freute sich bei jedem Flügelschlag, ihren Eltern etwas näher zu kommen.

Plötzlich entdeckte sie in der Ferne ein Fahrzeug, das ihr bekannt vorkam. Es war ein rotes Motorrad. Das Komische war, dass es ganz langsam fuhr. Schnell flog sie näher heran und tatsächlich, ihr Herz vollführte einen kleinen Freudenhüpfer. Auf dem Motorrad saßen Oma und Opa Humpi. Sie drehten ihre Köpfe in alle Richtungen, als ob sie etwas suchen. Was war mit ihnen los? Sonst fuhren sie immer recht flott durch die Gegend. Hanna hatte es geliebt, wenn ihr Opa die Maschine herausholte und eine kleine Spritztour mit ihr unternahm. Sie kam sich wie ein Kosmonaut vor, sobald sie sich den Motorradhelm überstülpte. Doch so langsam sind sie nie gefahren, nie.

Aber natürlich. Wie konnte Hanna das nur vergessen. Immerhin war sie die ganze Nacht nicht nach Hause gekommen. Ihre Eltern und die Großeltern mussten sich große Sorgen um sie machen. Sie suchen Hanna.

Nichts leichter als das. Die Sorge konnte sie ihnen nehmen. Sie flog vor Opas Gesicht und rief ihm zu: „Hallo, Opi, hier bin ich. Ihr müsst keine Angst um mich haben.“

Es war gar nicht so einfach, rückwärts zu fliegen und gleichzeitig laut rumzubrüllen. War Opa taub? Statt ihr zuzuhören, versuchte er ständig, sie mit der Hand wegzuschieben. Ist ja nichts Neues. Nie hörte ihr jemand zu. Vielleicht verstand er sie nicht, weil der Helm so dick ist. Also schrie sie noch lauter und flog noch dichter an Opis Gesicht heran. Doch der wurde nun ungeduldig und schlug mit der Hand nach ihr, so dass sie nur mit Mühe und Not ausweichen konnte. Dann geriet sie in den

Sog des Motorrads, das auf einmal beschleunigte und letztendlich landete Hanna im Straßengraben zwischen den Gräsern.

Erschreckt und erschöpft lehnte sie sich an den Halm, an dem sie sich soeben gestoßen hatte. Traurig folgte sie mit den Augen dem Motorrad, das hinter dem nächsten Hügel verschwand.

Sollte sie ihm hinterherfliegen? Ihr fiel wieder ein, dass sie eine Biene war und die Menschen deren Sprache nicht verstehen können. Aber war sie nicht eine Zauberbiene?

Sie brauchte sich nur zu wünschen, dass sie wie ein Mensch sprechen kann und schon wäre ihr Problem gelöst. Doch sie muss gut überlegen. Was ist, wenn Bienen nur so leise reden, dass die Leute sie trotzdem nicht hören. Dann wäre ein Wunsch vertan und sie hatte doch nur zwei. Außerdem hatte Biene Bumm sie gewarnt, dass der Flug nach Hause lebensgefährlich sei. Wahrscheinlich würde sie ihren Zauber brauchen, um sich zu retten.

„Tut mir leid, Oma und Opa Humpi. Ihr müsst noch etwas warten. Ich werde Papa mit dem Auto hinterherschicken.“

Und sie flog zügig weiter, um die Sorgen der Großeltern ein wenig zu verkürzen. So schön das Fliegen anfangs auch war, es fiel ihr immer schwerer. Sie war es gewohnt, sich mit den Beinen vorwärts zu bewegen, doch hier hatten die Arme die Hauptarbeit zu leisten. Außerdem ist die Strecke verhältnismäßig viel länger geworden, da sie jetzt wesentlich kleiner ist. Trotzdem kam sie schneller voran, als mit dem Fahrrad. Dafür musste sie größere Pausen einlegen, da die Flügel lahm wurden. Zusätzlich bekam sie Hunger und Durst.

Sie war froh, den ersten Bauernhof zu erreichen. Noch mehr freute sie sich, dass die Leute im Freien saßen und den Frühstückstisch gedeckt hatten. Essen im Überfluss. Sie brauchte sich nur hinsetzen und den Rüssel hineintauchen. Sogar der leckere Honig von den gestreiften Bienen stand auf dem Tisch.

Hanna stürzte sich mutig in die Leckereien, doch bevor sie landen konnte, schlug eine Hand nach ihr. Wieder gelang es ihr nur knapp, auszuweichen. Das Unglück wollte es, dass sie sich dabei dem nächsten Menschen näherte, der ebenfalls nach ihr schlug. Nachdem sie bei weiteren Landeversuchen wiederum attackiert wurde, ging sie zum Angriff über, da sie wusste, dass viele Leute vor Bienen Angst haben.

Doch Hanna wurde in ihrer Wut zu unvorsichtig, so dass sie einen kräftigen Hieb des kleinen Jungen abbekam und sie benebelt durch die Luft torkelte. Kaum kam sie etwas zu sich, sah sie auch schon den Bengel auf sich zustürzen, der es sich in den Kopf gesetzt hatte, ihr den Garau zu machen. Nur knapp entging sie seinem Fußtritt und flog in panischer Angst davon.

Zornig wünschte sie lauthals dem Jungen einen Bienenstich in die Nasenspitze, so dass die so stark anschwellen sollte, dass er nichts mehr sehen könne. Sie lachte sich halb krumm, als sie sah, wie ihr Wunsch Wirklichkeit wurde. Gleich darauf wurde ihr mit Schrecken bewusst, dass sie einen Zauber unsinnig verschleudert hatte. Und trotzdem wollte ihre Schadenfreude nicht vergehen.

Ihr Hunger quälte sie immer noch und sie schaute sich auf dem Hühnerhof um. Musste sie tatsächlich mit dem schmutzigen Wasser vorliebnehmen und mit dem Brei, der dort für das Federvieh herumstand? Sie hatte keine Wahl.

Sie war nicht mal halbwegs satt, als sich ein riesiger Schatten näherte. Gerade noch rechtzeitig hatte sich Hanna umgedreht, als auch schon der harte Schnabel eines

Huhns nach ihr hackte. Erneut entkam sie nur knapp und wunderte sich, wie viel Feinde so eine Biene hatte. Sie wünschte sich sehnlichst, wieder die kleine Hanna zu sein, die vor nichts Angst haben muss, weil Mama, Papa, Oma, Opa und viele andere auf sie aufpassen. Aber sie hütete sich, das laut auszusprechen. Das Ziel war noch nicht erreicht. Mutti muss unbedingt die Schokobienen kennenlernen, sonst wäre alles umsonst gewesen.

Sie fühlte sich soweit wieder okay, dass sie weiterflog, immer die Straße entlang. Da kein Lüftchen wehte und die Sonne nicht zu heiß brannte, kam sie flott voran. Das heimatliche Dorf war schon zu sehen, als sie erneut einen bedrohlichen Schatten über sich bemerkte. Ein Vogel hatte sie im Visier.

Hanna spürte sofort, dass er es auf sie abgesehen hatte. Ihr Herz raste vor Angst und sie beschleunigte ihren Flug. Doch der Vogel, sie hatte keine Zeit nachzusehen, was für einer es ist, setzte schon zum Sturzflug an. Bald war er auf einer Höhe mit ihr und Hanna versuchte Haken zu schlagen. Sie holte alles aus sich heraus und stellte fest, dass ihr Verfolger zumindest ebenso flink, wie sie war. Lange würde sie nicht mehr durchhalten. Und dann ließ sie sich einfach fallen und klammerte sich an die Unterseite einer großen Blüte. Durch die Blütenblätter beobachtete sie zitternd ihren Gegner, der sie anscheinend aus den Augen verloren hatte.

Er kreiste jedoch immer noch in der Nähe und hatte nicht aufgegeben. Sie sah, wie er zwischendurch ein paar andere Insekten verspeiste und hoffte, dass er bald satt sein würde. Sogar als er schon längst nicht mehr zu sehen war, wagte sie sich nicht hervor. Ihr war klar, dass er nicht der einzige Vogel in der Gegend ist und sie wusste, dass diese Wiese riesengroß war. Zum Glück gab es vom Boden her keine Gefahr, zumindest wüsste sie nicht, welches Tier, einer Biene zu nahe treten würde. Sie beschloss, sich den Rest des Weges zwischen den Gräsern und Blumen entlang zu schlängeln. Das schränkte zwar die Geschwindigkeit ihres Fluges beträchtlich ein, erhöhte jedoch ihre Sicherheit enorm.

Vollkommen entkräftet erreichte sie ihr Dorf.

Egal, was passiert, jetzt drehte sie noch mal voll auf. Hanna sehnte sich danach, endlich die Stimme ihrer Mutter zu hören. Es war ihr dabei gleichgültig, ob die schimpfen würde, weil sie so lange weg gewesen war, ohne Bescheid zu sagen. Sie flog, als ob ein ganzer Schwarm Vögel hinter ihr her wäre und ganz bestimmt hatte sie einen neuen Weltrekord im Bienenschnellflug aufgestellt, als sie durch das offene Küchenfenster ihres Hauses flog.

Ihre Mutter saß am Küchentisch, hatte den Kopf auf die Arme gelegt und heulte, als hätte man ihr das liebste Spielzeug weggenommen. Hanna fiel auf, dass nichts in der Küche aufgeräumt war, was bisher nie vorkam.

Hanna wusste sofort, dass ihre Mutti wegen ihr weinte. Am liebsten hätte sie sich gleich zu erkennen gegeben, aber erst muss Mama sehen, was für eine prachtvoll gescheckte Biene sie ist.

Sie krabbelte über die Hände ihrer Mutter und bereitete sich darauf vor, dass sie sie wegstoßen würde. Es kam ihr erst mal nur darauf an, dass sie den Kopf hebt, um sie als Schokobiene betrachten zu können.

Aber ihre Mutter sah nur die Biene und bemerkte vermutlich nicht mal, dass sie gescheckt war. Wie wild schlug sie um sich und rief:

„Verswinde du Biest. Du bist Schuld, dass meine Hanna weggelaufen ist.“

Hanna musste höllisch aufpassen, von ihrer Mutter nicht erschlagen zu werden. Sie floh unter den Tisch, wo sie außer Sichtweite war und überlegte in Ruhe, was zu tun sei.

Einen Zauberwunsch hatte sie noch frei und danach könnte sie sich zurückverwandeln.

Es war sicher, dass ihre Mutter in ihrer Wut die gescheckten Flecken auf ihrem Körper niemals sehen würde und auch das Rufen wird keinen Erfolg haben.

Endlich hatte sie die rettende Idee. Sie wünschte sich, so groß wie ein Huhn zu sein und flog wieder unter dem Tisch hervor. Dann baute sie sich vor ihrer Mutter auf und drehte sich wie ein Model in der Luft, dass die alles genau erkennen kann.

Ihre Mutter erstarrte. Kein Auge ließ sie von dieser eigenartigen Erscheinung. Als Hanna sich schon freuen und zurückverwandeln wollte, kippte ihre Mutter um und blieb reglos liegen. Hanna bekam einen gewaltigen Schreck und nahm sofort ihre richtige Gestalt an.

Sie schüttelte ihre Mutter und rief ihren Namen, doch nichts geschah. Wie könnte sie helfen? Sie hatte einmal im Film gesehen, was man in solchen Fällen macht. Also holte sie eine große Kaffeetasse, füllte sie mit kaltem Wasser und goss sie ihrer Mutter ins Gesicht. Die schoss schlagartig in die Höhe und schnappte, wie ein Fisch auf dem Trockenen nach Luft. Dann erblickte sie ihre Tochter, starrte sie genau so an, wie vorher die Biene und kippte wieder um.

Da ihre Mutter erfreulicherweise am Leben war, verflog die Angst.

„Mami“, zeterte Hanna „nun stell dich nicht so an. Du bist doch sonst nie umgekippt, wenn du mich gesehen hast.“

Langsam kam sie wieder hoch, schaute aber immer noch ungläubig auf Hanna.

„Was fällt dir ein, mir Wasser ins Gesicht zu schütten.“

„Der Kaffee war alle und die Milch war zu weit weg. Ich musste Wasser nehmen.“

Sie kauerte sich neben ihre Mutter und rutschte dann auf ihren Schoß und nahm sie in die Arme, während sie triumphierend fragte: „Und? Hast du die Schokobiene gesehen?“

Sie setzte Hanna ab, sprang auf und rief: „Nein! Hab' ich nicht! Erzähl mir lieber, wo du gewesen bist.“

„Na bei den Schokobienen. Du hast doch vorhin eine gesehen, oder?“

„Ich weiß nicht, was ich gesehen hab. Ich bin etwas mit den Nerven fertig. Aber eine Schokobiene war es sicher nicht!“

Hanna sah ihrer Mutter jedoch an, dass sie darüber nachdachte. In diesem Moment kamen Opa und Oma Humpi zurück. Sie sahen Hanna zunächst nicht und berichteten betrübt: „Tut mir leid, Yvonne, wir haben deine Tochter nicht gefunden.“ Doch da sprang ihnen Hanna auch schon in die Arme und sie drückten sich ausgiebig.

„Stimmt's, Opa? Dich hat doch unterwegs eine Biene geärgert, als ihr mit dem Motorrad gefahren seid? Das war ich!“

„Das Kind ist etwas überdreht“, entschuldigte sich ihre Mutter für Hanna.

„Wir werden sie erst mal ins Bett bringen. Und Euch wäre ich dankbar, wenn ihr meinen Mann holt. Ihr wisst ja, wo er Hanna suchen wollte.“

Opa Humpi war verwundert. Er erinnerte sich an die Biene, die ihn geärgert hatte, genau.

„Und wenn ihr mein Fahrrad noch holen könntet, wäre das prima.“

Sie beschrieb, wo es zu finden sei, und abermals wunderten sich alle, dass es so weit entfernt liegen soll.

„Wie bist du denn hergekommen, Hanna“, fragte Opa.

„Na geflogen. Ich hab dir doch gesagt, dass wir uns getroffen haben. Biene Bumm hat mich in eine Schokobiene verwandelt und nachdem Mutti mich gesehen hat, habe ich mich zurückverwandelt.“

„Du hast sie als Biene gesehen, Yvonne?“

„Quatsch,“ widersprach sie „denkst du, ich bin verrückt?“

Und nachdem Opa Humpi den mitleidigen Blick von Oma Humpi, den unsicheren Blick von Hannas Mutter und den stolzen Blick von Hanna betrachtete, wusste er, dass seine Enkeltochter eine Schokobiene war. Er zwinkerte Hanna zu und machte sich auf, ihren Vater zu suchen.

Hannas Mutter jedoch nahm sie auf den Arm, trug sie ins Bett und sie kuschelten eine Weile.

Von der Schokobiene sprachen sie nicht mehr, weil Hanna nicht wollte, dass sich ihre Mutti für verrückt hält.

Doch am nächsten Morgen, als der Wind wieder durchs Fenster pfiff, war der Tag gar nicht mehr so langweilig wie sonst immer. Hanna freute sich schon auf den Honig von den gestreiften Bienen. Sie hörte, wie ihre Mutter zum Frühstück rief und hüpfte mit einem strahlenden Gesicht in die Küche. Und auf dem Tisch stand, neben dem gelben Honig, ein Glas Schokohonig. Sie sah sofort, dass jemand das Wort „Schokohonig“ nachträglich draufgemalt hatte. Weder ihr Vater, noch ihre Mutter verloren ein Wort über den vergangenen Tag. Es war wie immer, bis auf den Schokohonig.

Ein aufregendes Dorf, in dem sie lebte. Es war ständig was los, mit dem man nicht gerechnet hätte.

Natürlich behielt Hanna für sich, dass der Schokohonig gar kein Schokohonig war, sondern nur Schokocreme. Die Erwachsenen hätten das nie verstanden.

Die Strafe

Sein Name war Felix. Er hasste diesen Namen, klang er doch etwas kindisch. Er war mit seinen 19 Jahren kein Kind mehr und wirkte auch nicht so. Eisernes Training und ein ebensolcher Wille, nicht zu vergessen seine beispielhafte Härte, hatten ihm einen Ruf eingebracht, der ihn mit Genugtuung erfüllte. Es hatte nicht lange gedauert und die Gruppe verlieh ihm den Namen „Granate“. Alles was er anpackte, schlug ein, wie eine solche, seine Faust ebenso, wie seine Ideen. Anfangs war es ihm komisch vorgekommen, „Granate“ gerufen zu werden, doch es war allemal besser als Felix. Andererseits flößte es außenstehenden Respekt ein, so dass die Fronten gleich geklärt waren.

In der Gruppe war er zu Hause. Sie waren füreinander da, auch wenn sie mal Scheiße bauten und mit den Bullen aneinandergerieten. Anders, als bei seinen Eltern, die ihn von morgens bis abends mit ihren Moralpredigten belaberten, obwohl sie mit sich selbst genug zu tun hätten.

Mit den Kameraden konnte man über alles reden. Und wenn ihnen ein Problem im Wege stand, hauten sie es ohne zu zögern um. Egal, was oder wer es war.

Felix wurde hin und wieder von Träumen geplagt. Sie waren nie angenehm. Er gab daran seinen ätzenden Mitmenschen die Schuld, die ihn nie in Ruhe lassen und alles zu reglementieren versuchten.

Häufig stürzte er in seinen Träumen ab. Entweder fiel er von einem Berg, oder saß in einem defekten Flugzeug. Er wurde von Lawinen verschüttet, oder vom Blitz erschlagen, doch an einen positiven Ausgang fehlte ihm die Erinnerung.

Und jetzt steckte er in diesem bescheuerten Traum. Es war eigenartig. Als er erwachte, streckte er sich kurz, um sich dann in Ruhe umzusehen. Es stank bestialisch und um ihn herum liefen ein Dutzend Schweine in einer Bucht. Er schloss die Augen, in der Hoffnung, dass die Bilder verschwänden. Da der Gestank blieb, wird sich der Anblick auch nicht aufgelöst haben. Seine bisherigen Träume hatten nie so lange, langweilige Szenen. Es ging immer gleich zur Sache, und in kürzester Zeit hatte er sich irgendeiner Gefahr zu stellen. Doch nichts geschah. Lustlos öffnete er die Augen und sein Blick wanderte auf seine Hände. Erschreckt sprang er auf.

Besser gesagt, er sprang er auf Arme und Beine. Auf den Hinterbeinen konnte er sich beim besten Willen nicht halten. Er war selbst ein Schwein. Sein Herz schlug etwas schneller. Die anderen Viecher waren davongerannt, als er überstürzt aufgesprungen war und starteten ihn aus der anderen Ecke der Bucht an.

Mit einem energischen „Glottz nicht so!“ schrie er sie an, doch es kam nur ein albernes Grunzen und Quieken heraus. Das war ihm zu doof. Er beschloss, sich wieder hinzulegen und auf das Ende des Traumes zu warten.

Inzwischen hatten sich die Schweine beruhigt und einige näherten sich ihm sogar und kamen mit ihren sabbernden Schnauzen empfindlich nahe. Das war nun doch zu viel. Er sprang auf und stieß mit seinem Rüssel dem lästigen Vieh so kräftig in die Seite, dass es umfiel.

Felix nahm gerade ein weiteres Schwein aufs Korn, als er die tiefe Stimme eines Mannes hörte.

„Hey, du Mistvieh. Lass deine Kumpels in Ruhe. Wenn du sie verletzt, sind sie nichts mehr Wert.“

Und er sprang über die Absperrung und trat Felix mit dem Gummistiefel kräftig ins Hinterteil.

Felix war froh, in seinem Traum endlich einen Menschen zu sehen, obwohl es eine schmerzhaft Begegnung war. Dass er dessen Sprache verstand, war eine weitere Genugtuung. Folglich war er nicht wie die anderen Schweine und der Mann würde ihn sicher verstehen. Er wandte sich ihm zu und rief: „Hallo, ich bin's. Ich bin auf deiner Seite.“

Und obwohl er wiederum nur sein eigenes Grunzen hörte, hoffte er, dass es beim Menschen verständlich ankäme.

Seinen Irrtum erkannte er sofort, da dieser Dummschwätzer erneut auf ihn zusprang und mit den flachen Händen verprügelte. Dabei fluchte er vor sich hin.

„Was? Du willst mich auch angreifen? Ich werde dir zeigen, wer du bist, du Dreckvieh. Du bist nur gut für den Kochtopf und wenn du dich nicht benehmen kannst, werde ich dich schon etwas früher zum Schafott bringen.“ Dabei grinste er über sein fettes Gesicht.

Felix kroch zurück in seine Ecke. Er hasste diesen Fettwanst und war der Meinung, dass der viel eher schlachtreif wäre, als er.

Der Mann stütze die Arme in die Seite und stellte voller Genugtuung fest, dass Felix sich wieder hingelegt hatte und ihn unterwürfig ansah.

„Na siehst du“, höhnte er. „Warum nicht gleich so? Ich werde dich im Auge behalten.“ Dann verschwand er wieder, wobei er sich des Öfteren umsah, ob Felix sich ordnungsgemäß verhielt.

Die Zeit verging schleppend. Seine Leidensgefährten liefen umher, legten sich gelegentlich hin und kackten und pissten auf den Boden, wenn ihnen so war. Felix schrie, bzw. grunzte sie an, doch das störte sie nicht. Und erst als er selbst seine Notdurft verrichten wollte, erkannte er das Problem. Er stellte sich an den Zaun zum Gang hin, und quiekte, was das Zeug hielt.

Der dicke Mann kam zwar, doch Felix sah ihm schon die Wut an. Der drohte ihm, worauf sich Felix leise in seine Ecke zurückzog. Letztendlich blieb ihm nichts weiter übrig und er kackte ebenfalls in die kleine Bucht. Er ekelte sich vor sich selbst und versuchte einen Fleck zu finden, der einigermaßen sauber war.

So einen langen Traum hatte er noch nie ertragen müssen und dachte er an die Schmerzen zurück, die ihm die Tritte und Schläge bereitet hatten, so kamen ihm diese verflucht realistisch vor. Felix entschied sich, eine Runde zu schlafen. Wenn er aufwachen würde, wäre vermutlich der ganze Spuk vorbei.

Es gelang ihm, erfreulicherweise, einzunicken, und er hatte wieder einen seiner Absturzträume, in dem er in menschlicher Gestalt auftrat und erwachte dennoch erneut als Schwein. Es ärgerte ihn abermals, dass er in einer solch blöden Situation gefangen schien. Doch wie war es möglich, dass er in einem Traum einen weiteren Traum träumte. Etwas wie Platzangst und Hilflosigkeit befielen ihn.

Er musste unbedingt hier raus. Felix nahm allen Mut zusammen und rannte gegen die Absperrung über der Futterrinne. Der Schmerz war kaum erträglich. Seine weiche Schnauze wurde zusammengedrückt und schmerzhaft gequetscht, bis er seine Knochen spürte. Er sah zwar nichts, war sich jedoch sicher, dass er blutete. Deutlich fühlte er, wie sie anschwell. Dennoch erwachte er nicht. Nein, das war kein Traum. Aber an Hokuspokus glaubte er schon gar nicht.

Was war eigentlich zuletzt in seinem Menschenleben passiert? Nur mühsam ordnete er seine Gedanken. Irgendetwas Ungewöhnliches musste geschehen sein. Hatten sie ihn unter Drogen gesetzt, so dass er Wahnvorstellungen hatte? Er erinnerte sich nicht daran.

Sie hatten eine kleine Saufftour durch die Berliner Szenekneipen geplant. Mal was anderes, denn gewöhnlich bevorzugten sie für ihre Aktivitäten das ländliche Umfeld. Als sie wieder mal das Lokal wechselten, lief ihnen dieser Kerl über den Weg. Es war einer dieser Kanacken, denen alles in den Arsch geschoben wird. Sie pöbelten ihn an und nahmen die Verfolgung auf, nachdem er versuchte, wegzurennen. Was hatte der hier zu suchen? In schwachen Stunden wünschte er sich manchmal, ein Ausländer zu sein. Da würde man sich mit Sicherheit um ihn kümmern. Kein Wunder, wenn ihm der Kragen platzte und er sich mit seinen Kameraden einen dieser Typen zur Brust nahm. Felix hatte es genossen, als sie ihn zusammenschlugen und die Memme in gebrochenem Deutsch um Gnade winselte.

Dann tauchten die Bullen auf und hatten ihn geschnappt. Wer weiß, welcher Penner die gerufen hatte. Da das Opfer mit schweren Verletzungen ins Krankenhaus gekommen war, sei es eine besonders brutale, rassistische Straftat, mit Inkaufnahme eines möglichen Todes des Mannes. Felix wurde außerdem die Anstiftung zur Tat angehängt und da er, als Führer der Gruppe, einen extrem negativen Einfluss auf die anderen Mitläufer habe, sprach man von Volksverhetzung und solchem Quatsch. Zum Verhör hatte man sie nach Berlin-Schöneberg, in die Elßholzstraße geschafft. Er hatte sich gewundert, dass sie vor dem Kammergericht standen und ein Hinweisschild auf den Verfassungsgerichtshof angebracht war. Doch dann waren sie in ein Gebäude in der Nachbarschaft ausgewichen. War modern eingerichtet, mit allerhand Hightec-Krimskrams in den Räumen. Hatte nichts mit dem antik wirkenden Gerichtsgebäude gemein. Dennoch schienen die Leute zusammen zu gehören, da sie über das Gelände des Gerichts gelatscht waren und sich ausgewiesen hatten. Felix hatte gehofft, dass seine Kumpels ihn entlasteten, doch versuchten die, selbst ihren Arsch zu retten. Nur zwei seiner Kameraden hatten zu ihm gestanden. Zum Schluss wurden sie alle schuldig gesprochen und eine Strafe von Ja was haben die eigentlich gesagt?

Sein Gedächtnis half ihm nicht. Grundlegend haben sie gar kein Strafmaß verkündet. Sie haben nur blöd rumgelabert, dass jeder seine verdiente Strafe erhalten werde. Man hatte sie dann getrennt weggeführt

Etwas Feuchtes und Warmes am hinteren Schädel irritierte Felix. Er drehte sich um und sah in ein Schweinegesicht. Diesmal begnügte er sich damit, mit dem Kopf nach ihm zu stoßen. Der stechende Schmerz erinnerte ihn an seinen Lauf gegen die Absperrung. Für eine Weile hatte er wieder Ruhe. Die anderen Schweine mieden ihn. Er versuchte, sich erneut seinen alten Gedanken zu widmen, als ein gewaltiger Geräuschpegel von Grunz- und Quiekgeräuschen die große Halle erschütterte. Felix befürchtete das Schlimmste. Wird schon ein Transport zum Schlachthof zusammengestellt? Der Gedanke an den Tod verängstigte ihn mehr, als er sich eingestand. Wieso kam ihm ausgerechnet jetzt der Spruch des Richters oder was immer er war, in den Sinn, dass sie den Tod des Opfers billigend in Kauf genommen hätten. Sie hatten es wiederholt in allen möglichen Variationen gesagt. Vermutlich waren ihnen die Ideen ausgegangen. Es war ohnehin kein Prozess, wie er sonst immer ablief. Normalerweise hätte man steif und arrogant eine Show mit Anwälten und Zeugen abgezogen und letztendlich eine Bewährungsstrafe verhängt. Maximal ein paar Jahre Haft mit Ausgangsregelung und der Fisch wäre gegessen.

Der Geräuschpegel ließ nicht nach und die erneuten Todesängste würgten seine Überlegungen ab.

Neugierig schob sich Felix zur Absperrung. Erleichtert sah er den Grund der Aufregung.

Es war Fütterungszeit. Angewidert beobachtete er, wie sich die Viecher um den besten Platz an der Futtermulde stritten. Ihn quälte ebenfalls Hunger. Die Blöße wollte er sich nicht geben, mit gemeinen Schweinen um sein Essen zu kämpfen. Aber vor wem will er sich nicht zum Gespött machen? Vor den Säuen, die akustisch seine Sprache sprechen, die er aber nicht versteht, oder vor dem Fettsack von Pfleger, der zwar nicht wie er grunzen kann, den er jedoch versteht?

Sollte es kein Traum sein, wird es doch möglich sein, die menschliche Sprache zu artikulieren. Es würde selbstverständlich etwas Übung erfordern, da er nicht die gleichen Stimmbänder zur Verfügung hatte. Wenn er sich mit dem Pfleger verständigen kann, wird der ihm vielleicht helfen.

Irgendeine Schweinerei war hier im Gange, die Felix bei Einsatz seines gesunden Menschenverstandes, den ihm nicht mal der Richter abgesprochen hatte, sicher aufdecken könnte. Seine nachgewiesene Intelligenz hatte ihm den Vorwurf der geplanten Böswilligkeit eingebracht.

Die Pfleger schauten über den Rand der Bucht. Sie waren diesmal zu zweit und beide starrten Felix an, der das einzige Schwein war, dass in der Ecke saß und sich nicht am Fressen beteiligte.

„He, Gustav, der hat irgendwas an der Schnauze“, sagte der Dünne zu dem Dicken. Und schon kletterte er in die Bucht und stürmte auf Felix zu, der vorsichtshalber versuchte, zurückzuweichen.

Der Kerl packte ihn am Rüssel und besah sich den Schaden von Nahem. Der Schmerz zerriss ihn fast und er quiekte, als ginge es um sein Leben. Endlich ließ der Mann ihn wieder los.

„Wenn er morgen nicht frisst, werden wir ihn notschlachten müssen.“

Felix erkannte, in welche Gefahr er steckte. Es war nicht mehr auszuschließen, dass es kein Traum ist. Immerhin hatte er schon einen halben Tag, mit all seinen langsam fließenden Minuten, hier zugebracht, hatte Schmerzen empfunden, die ihn mit Sicherheit hätten erwachen lassen. Bei jedem Traum war er bisher bei eintretenden Schmerzen erwacht.

Er schlenderte zum Trog, schob die anderen Schweine zur Seite und hängte seine Schnauze in die Fressmulde.

„Er hat dich verstanden, Gustav“, lästerte Otto. „Seid ihr etwa verwandt?“

Und er lachte schallend über seinen gelungenen Witz, während sich Gustav sichtlich darüber ärgerte, ohne darauf einzugehen.

Der Fraß war ein Gemisch aus Fisch, Kartoffeln und sonstigen Küchenabfällen, was Felix unmöglich essen könnte. Er ekelte sich so davor, dass er erbrach. Und weil sich die Schweine sogar über sein Erbrochenes hermachten, wendete er sich schnellstens ab, zumal ihn ein weiterer Brechreiz plagte. Leider hatten die beiden Pfleger gesehen, was passiert war. Sie schüttelten besorgt die Köpfe und schlenderten davon. Felix hatte keinen Zweifel, dass sie über ihn sprachen. Die Notschlachtung würde ihn heute in seinen Träumen verfolgen. Die einzige Rettung war, seine Stimme zu schulen.

Felix versuchte, angestrengt Laute zu formen. Die Selbstlaute wären für Schweine am ungewöhnlichsten, folglich begann er mit ihnen. Mehr als ein Röcheln kam dabei nie heraus.

Nach einer halben Stunde gab er auf. Der Hunger wurde inzwischen unerträglich. Langsam trabte er zum Trog. Nur wenige Reste waren übrig geblieben. Sie reichen nicht aus, um satt zu werden, aber das schlimmste Hungergefühl könnten sie vertreiben.

Er schloss die Augen, während er die Abfälle in sich rein quälte. Es gelang ihm sogar, den Brechreiz zu unterdrücken, da das Gespenst der Notschlachtung über ihm schwebte.

Die Pfleger arbeiteten sich durch die Buchten und säuberten sie. Jeder, der nicht rechtzeitig zur Seite sprang, bekam einen leichten Fußtritt. Felix war froh, frisches Stroh zu bekommen. Da es ihm nicht ausreichte, schubste er seine Mitinsassen beiseite und schob sich einen größeren Haufen zusammen, so dass er ein weiches Lager zur Verfügung hatte, seine Mitbewohner jedoch fast gar nichts. Noch bevor er fertig war, begannen sich die anderen Schweine zu wehren, indem sie in die Ecke mit dem Stroh drängten, so dass Felix gezwungen war, sich mit Gewalt zu verteidigen. Doch er befand sich deutlich im Nachteil, da das Zustoßen mit der verletzten Schnauze nicht möglich war. Außerdem fühlte er sich schlapp, da der Hunger immer noch in ihm rumorte.

Ergebnis seiner Bemühungen war, dass er gänzlich ohne Strohunterlage schlief. Zu spät bemerkte er, dass die Pfleger ihn abermals beobachtet hatten. Sicher hatte er sich damit weitere Minuspunkte eingehandelt, die ihn dem Schlachthof etwas näher brachten. Felix ertrank fast in Selbstmitleid.

Tränen drängten hoch, was für ihn unverzeihlich war. Niemand hatte ihn je heulen sehen. Niemals hat er Memmen oder Heulsusen in seiner Gruppe geduldet. Die hätten sie fertiggemacht.

Diese Weicheier, die ihn beim sogenannten Prozess in die Pfanne gehauen hatten, hätte er schon längst aus der Gruppe schmeißen sollen. Ihnen hatte er es zu verdanken, dass er zum Hauptschuldigen erklärt wurde. Die Bestrafung war deswegen vermutlich wesentlich härter ausgefallen. Aber welches Strafmaß hatten sie verhängt? Es fiel ihm nicht ein. Die Höhe der Strafe war nie festgesetzt worden. Er wurde allein aus dem Verhandlungszimmer geführt und in diesen Raum gebracht wurde, wo alles so steril wie im Krankenhaus wirkte. Doch es wurde selbst hier nicht darüber gesprochen. Die Tussi, die ihn dort übernommen hatte, schwafelte nur wirres Zeug. Nichts, womit er etwas anfangen könnte.

Was er sich dabei gedacht habe, ob er es bereue, was er täte, um es ungeschehen zu machen und all so einen Weiberkram, der ihm mächtig auf die Ketten ging.

Sie hatte gefragt, welche Strafe er für angemessen hielt, worauf er eine Beförderung vorgeschlagen hatte. Er hatte sich über seinen gelungenen Gag so gefreut, dass er sie provozierend angegrinst hatte. Sowas würde ihr auch vorschweben, eine Beförderung in eine passende Umgebung. Er werde sich dort sauwohl fühlen und sicher eine Menge lernen. Und dann hatte sie ihm eine Spritze gegen, wie sie sagte, ungewohnte Krankheitserreger gegeben.

Ja. So lief es ab. Das war das Letzte, woran er sich erinnerte. Wie hatte sie das gemeint, mit dem ‚Sauwohl fühlen‘. Ist er doch ein Versuchskaninchen, das unter Drogen gesetzt worden war, um die Auswirkungen von Wahnvorstellungen über einen längeren Zeitraum zu beobachten?

Sein Bewusstsein war jedoch klar und er bezweifelte, dass man diese Wahnvorstellungen thematisch vorprogrammieren könne. Aber dieses „sauwohl“ ließ ihm keine Ruhe.

Es raschelte in seiner Nähe. Die meisten Schweine, es waren tatsächlich Säue, ebenso, wie er, schliefen schon. Nur eines wuselte umher. Es war dabei etwas Stroh zusammenzukratzen und ihm zuzuschieben. Felix staunte. Das war unmöglich. So viel menschliche Zuwendung kann es bei Schweinen nicht geben. Selbst unter den Menschen hatte er das selten kennengelernt.

Seinen Eltern war er nur im Wege. Sie hatten keine Zeit für ihn und wenn sie mal welche hatten, meckerten sie nur mit ihm rum. Es gab nichts, was er zu ihrer Zufriedenheit ausführte. Abends zudecken, ein Schlaflied singen, schmusen gab es nie. Hasste er deshalb schon damals alle Muttersöhnchen und Mädchen?

Und jetzt steht dieses Schwein vor ihm und entwickelte Muttergefühle - für ihn? Abartig. Er stieß halbherzig nach ihm. Die Sau zog sich kurz zurück und versuchte es dann erneut. Felix gab seinen Widerstand auf und schaute zu, wie sich langsam Stroh neben ihm ansammelte. Erst nachdem seine Gönnerin eingeschlafen war, verteilte er ihre Gabe, um sich daraufzulegen. Er konnte lange nicht einschlafen. Nachdem ihm ein wenig wärmer wurde, entwickelte sich für den Spender etwas wie Dankbarkeit in ihm. Vielleicht sollte er sich morgen entschuldigen. Zu blöd. Sich bei einer Sau entschuldigen?

Neidisch sah er zu den Schweinen hinüber, die sich aneinandergeschmiegt hatten, um mehr Wärme zu finden.

Sie werden ihm sicher nicht erlauben, sich zu ihnen zu gesellen, so wie er sie behandelt hatte. Er verstand das. Dieses Schwein, das ihm vom Stroh abgegeben hatte, stieß ihn nicht weg.

Er schlief diesmal traumlos. Beim Erwachen spürte er einen Körper, der an ihm lehnte.

Es war leider eine Sau. Felix überlegte, sie von sich zu stoßen, bis er an seiner Position bemerkte, dass er selbst in der Nacht zu ihr gekrochen war.

Wann würde dieser Alptraum aufhören? Hatte man ihn verurteilt, sein Dasein in einem Schweinekörper zu beenden? Wie hatten die das angestellt? Was versprochen die sich davon?

Sollte er Achtung vor dem Leben bekommen? Achtung vor einem beschissenen Leben? Mag sein, dass andere ihr Leben nicht beschissen empfinden. Aber verglichen mit dem hier, war das seine, vor der Zeit in der Schweinebucht, schon etwas angenehmer. Sollte er lernen, dass man andere Maßstäbe ans Leben stellt, oder was hat der ganze Zirkus für einen Sinn? Sicher hatte er sich in den Tagen bei den Schweinen so viele Gedanken gemacht, wie sonst nie in seinem Leben. Es war Wut und Hilflosigkeit, die ihn beherrschte hatte, doch hier war er tatsächlich hilflos, hatte nicht die geringste Wahl. Es war sinnlos, sich Gedanken zu darüber zu machen, was morgen geschehen wird. Es gab keine Chance die Situation zu ändern. Auf so engem Raum war man schon froh, wenn man in Ruhe gelassen wird, oder wenn jemand mit einem redet. Hinzu kam die ständige Angst, das Wissen um den unweigerlich heranrückenden Schlachttermin. Er fragte sich, ob die Säue eine Ahnung davon hatten, was sie erwarten wird. Sie sind in dieser Bucht aufgewachsen und kannten nichts anderes. Ihr Vorteil? Je mehr Möglichkeiten es gibt, sein Leben zu gestalten, umso unzufriedener könnte man werden - könnte man. Waren diese Schweine zufrieden, aus Gewohnheit?

Fütterungsgeräusche drangen zu ihm. Er stellte sich schon an die Futterstelle, um seinen Fresswillen zu bekunden, was ein etwas längeres Leben bedeutet. Die

skeptischen Augen der Pfleger beobachteten ihn dabei, wie er tapfer das unappetitliche Fressen in sich hineinstopfte. Doch vermutlich hatte er nicht diesen unbändigen Eifer an den Tag gelegt, wie ihn seine Leidensgefährten beim Fressen zeigten. Er schnappte nur etwas, wie 'es hat keinen Sinn' auf und sah die Pfleger eilig davongehen. Wieder erschlug ihn sein Herz fast, denn dieses 'es hat keinen Sinn' bedeutete seinen Tod. Felix wanderte in seiner Bucht auf und ab. Die Sau, die ihm geholfen hatte, verfolgte seine Unruhe reglos.

Es bewahrheitete sich. Nach kurzer Zeit tauchten ein paar Männer mit stumpfen Mienen auf, die nur Fleisch in ihm sahen und kein Lebewesen. Felix versuchte zu fliehen und rief die anderen Schweine um Hilfe doch sein Quicken verhallte, ohne dass es jemanden gerührt hätte.

Er hatte keine Chance. Nachdem die Mitarbeiter ihn hinausbugsiert hatten, sah er noch mal zum Schwein, das hier sein einziger Kamerad war. Es sah ihm traurig hinterher und unternahm einen letzten Versuch, indem es einen Angriff auf die Männer wagte, um ihn, seinen vermeintlichen Freund zu retten. Die schlugen nach ihm und wichen mühelos aus, so dass es ebenfalls auf den Gang der großen Halle entwich.

Die Männer diskutierten, ob sie es wieder zurücktreiben, doch sie entschieden, dass es genau so verrückt sei und getrost mitkommen könne, bevor es durch eine Krankheit ungenießbar würde.

Jetzt, da Felix den aussichtslosen Kampf verloren hatte, zog Ruhe in ihm ein. Es war ein Aufgeben, ein Fallenlassen, verbunden mit Leere und lähmender Angst im Kopf. Dass ein weiteres Schwein an seiner Seite trabte, gab ihm etwas Mut, diesen schweren Gang zu vollenden.

Sie kamen in eine weiß geflieste Halle, wo viele Fleischerhaken hingen. Felix hatte mit einem langen Transport zum Schlachthof gerechnet, doch die Fleischverarbeitung schien hier integriert zu sein.

Sie standen und warteten, bis der Mann seine Mordwaffen auf Vordermann gebracht hatte. So sieht also der Tod aus. Das Ende eines beschissenen Lebens - er hätte mehr daraus machen sollen. Es überraschte ihn, dass er trotz allem so intensiv daran hing.

„Bringt sie her“, schallte die Stimme durch den Raum und schon prasselten Schläge auf ihn ein, um ihn in einen schmalen Gang zu treiben.

„Halt!“, ertönte es aus einer anderen Ecke des Raumes.

„Überlassen sie uns einen Augenblick den Kameraden da.“

Felix traute seinen Augen nicht. Im Gefolge der weiß bekittelten Dame erschien ein Mann, der einen Rollstuhl vor sich herschob und in diesem saß - er selbst.

Er erkannte sich ohne Zweifel. Sein Körper hing wie leblos darin und er schöpfte wieder etwas Hoffnung.

Die Frau kam auf ihn zu und hatte ein Gerät in der Hand, das entfernt an eine Pistole erinnerte. Die Ungewissheit meldete sich wieder und er wich zurück.

„Wenn du leben willst, so bleib' stehen“, forderte sie und er gehorchte.

Der Schlächter schaute verwundert der Szene zu. Es schien, als sei er genauso ahnungslos wie Felix.

Dann setzte die Frau das Gerät an seinen Kopf und Felix verlor das Bewusstsein. Kurz darauf erwachte er im Rollstuhl und schaute überglücklich an seinem Körper entlang, der ihm widerspruchslos gehorchte.

„Machen sie weiter!“, befahl die weiße Dame.

„Und sie“, wandte sie sich an Felix, „passen genau auf.“

Die beiden Säue wurden ihrem Mörder zugeführt und quiekten, dass einem die Ohren schmerzten. Felix fiel es nicht schwer, sich in sie hineinzusetzen.

„Verschonен sie bitte das Schwein“ und er wies auf jenes, das ihm geholfen hatte.

„Es ist doch nur ein Schwein“, sagte die Frau scheinbar kühl und holte einen Hauch von Lächeln in ihr hübsches Gesicht, das für ihn augenblicklich hässlich wurde.

Wieder mal hilflos sah er zu, wie die Schweine getötet und zerlegt wurden. Erst dann erlöste man ihn und sie fuhren mit ihm in einer Limousine davon. Er war soweit erholt, dass er den Rollstuhl nicht mehr brauchte, obwohl er ihn gern ein paar weitere Minuten genutzt hätte.

Wie damals, nach der Gerichtsverhandlung, saß er allein in einem Raum und wartete. Wieder kam die Frau herein, die das letzte Gespräch mit ihm geführt hatte. Sie setzte sich und sah Felix einige Minuten wortlos an. Sie ahnte, was in ihm vorging.

„Nun, wie fühlen sie sich?“

„Wie soll man sich fühlen, wenn man fast umgebracht worden ist? Haben sie gar kein Gewissen?“

„Oh doch. Sie dürften sich immerhin noch besser fühlen, als ihr Opfer, das außer der Todesangst auch noch ihre Misshandlungen ertragen musste.“

Felix senkte den Kopf und schwieg. Sie ließ ihn schweigen und wartete auf seine Reaktion.

„Wie haben sie das gemacht?“

Die Frau war erfreut, dass er nicht, wie vor der Strafe, in Rechtfertigungen flüchtete.

„Sie kommen in den Genuss eines vollkommen neuartigen Strafvollzugs. Als Forschungsinstitut der Hauptstadt hatten wir das Glück, ausreichend Fördergelder zu erhalten. Es ist uns daraufhin gelungen, den Sitz des Bewusstseins im menschlichen Körper zu orten und auch zu übertragen. Wir sind so in der Lage, ihr Bewusstsein jedem beliebigen Tier einzupflanzen. Einen riesigen Vorteil sehen wir dadurch im Strafvollzug. Wir sparen aufwendige Gefängnisse und Personal, das wir besser für nützliche Sachen einsetzen können. Zum anderen dürfte der erzieherische Effekt viel schneller eintreten und auch dauerhafter sein. Meinen sie nicht?“

„Und dafür nehmen sie meinen Tod in Kauf? Fast wären sie zu spät gekommen.“

„Auch sie hätten den Tod ihres Opfers in Kauf genommen. Warum sollten wir ihnen nicht das gleiche Risiko zugestehen? Zugegeben, obwohl wir die Anlage Tag und Nacht überwachen, hätten wir ihren Hinrichtungstermin fast verpasst. Wir hatten ein ganzes Jahr mit ihnen in der Zuchtanlage geplant. Ihr Glück, dass es so endete. Sie haben ihre Strafe abgesessen. Den Rest setzen wir zur Bewährung aus.“

„Was heißt das?“

„Sollten sie rückfällig werden, könnten wir sie vielleicht in einen Kampfhund implantieren, der in einem Land zu Hause ist, wo es noch Hundekämpfe gibt oder in ein“

„Es reicht“, protestierte Felix. „Ich werde sie in die Öffentlichkeit zerren. Sie können mit den Menschen nicht machen, was sie wollen.“

„Aber sie können es? Unser Programm ist von oben abgesegnet, was der Sitz unseres Instituts unterstreicht, womit Ihnen klar sein dürfte, dass sich unser Strafsystem irgendwann auch offiziell durchsetzen wird. Zweitens wird es immer geheim bleiben. Ihr Körper ist jederzeit vorzeigbar. Und drittens - wer glaubt schon diesen Unsinn, besonders, wenn er von einem Menschen ihres Schlages erzählt wird? Sie können gehen.“

„Was? Einfach so? Keine Auflagen, keine Moralpredigten?“

„Ich denke, dass sie genug gelernt haben, in den letzten Stunden. Sie entscheiden selbst über ihr Leben. Und sollten wir uns wiedersehen müssen“

Er wagte einen weiteren Versuch, ihre Illusionen zu zerschlagen.

„Ihre Pläne sind idiotisch. Spätestens wenn meine Verwandtschaft auf Besuchen im Gefängnis bestanden hätte, wären sie aufgefliegen.“

„Wir haben spezielle Mitarbeiter, Psychologen, die ihr Bewusstsein zur Verfügung stellen, um die Körper der Verurteilten zeitweilig zu beleben. Wollen wir wetten, dass keiner ihrer Verwandten anzweifeln würde, während des Besuches mit Ihnen gesprochen zu haben?“

Felix erkannte, dass jedes weitere Wort überflüssig war. Dieses überlegene Grinsen sprach Bände.

Er stand auf und schlich nachdenklich zur Tür.

Ein fragender Blick zurück, ein optimistisches Lächeln mit aufmunterndem Nicken als Antwort, das war`s.

Er betrat den Flur, in dem sein Opfer saß, mit diversen Verbänden dekoriert und einer Krücke neben dem Sitz. Felix sah, wie dieser bei seinem Anblick zusammenzuckte und panische Angst empfand.

Perfekt arrangiert, dachte er bei sich. Er kämpfte mit sich zwischen Wut und Mitleid, wagte es nicht, ihn anzusehen und war schon fast vorbei. Sein Freund das Schwein fiel ihm ein, das so dumm gewesen war, ihm zu folgen und es mit dem Leben bezahlte.

„Es tut mir leid“, hauchte er, und erfasste nicht, ob der es verstanden hatte. Es war ihm egal. Er wollte jetzt nur hinaus. Draußen angekommen, genoss er die tiefen Atemzüge, die ihn mit der berühmten, frischen „Berliner Luft“ versorgten. In ihm keimte das Bewusstsein auf, vor niemandem mehr Angst haben zu müssen, mit Ausnahme von sich selbst.

Die Last der Vergangenheit

Es war ein seltsamer Anblick, einen Menschen, den man unzählige Male gesehen hatte, plötzlich in Natur zu erleben. Mein Großvater hatte darum gebeten, seinen Enkel noch einmal sehen zu dürfen, bevor er sich in eine andere Welt verabschieden würde. Nie hatte ich auch nur einen einzigen Gedanken daran verschwendet, dass dieser Mensch, der immer für mich da war, den ich seit nunmehr 22 Jahren nicht mehr live gesehen hatte, einmal sterben könnte. Die Wunder der Medizin waren in unserem Jahrhundert fast schon Normalität geworden. Doch die Unsterblichkeit hat auch diese Zeit nicht hervorgebracht.

Das ausgemergelte Gesicht meines Großvaters machte dies überdeutlich. Es schien, als halte nur noch seine Haut das Skelett zusammen. Ob die Assistenzärztin absichtlich den riesigen Monitor des Ganzkörperanalysators angelassen hatte? Hier lag nun dieses Relikt des 21. Jahrhunderts, das sich mit all seinen gepeinigten Innereien auf einem Großbildschirm präsentierte. Der Scanner zeigte ungeschminkt die ganze Katastrophe eines sterbenden Menschen, dem durch diverse Implantate und kunstfertige Operationen ein stolzes Alter von 148 Jahren ermöglicht worden war.

Doch das Übermaß an Entzündungen in allen möglichen Körperbereichen schrie hinaus, dass die Zeit dieses Menschen abgelaufen war. Warum wollte er mich noch einmal sehen, was hatte er mir zu sagen, dass es auf diesem Wege erfolgen musste. Ich hatte gern mit ihm geredet und die Telefonanlagen, die sogenannten Holophon, lieferten heutzutage ein Hologramm des Gesprächspartners in einer Qualität, dass man versucht war anzunehmen, die Person stünde neben einem. Wir hatten uns an diese Nähe gewöhnt und nahmen dies als vollwertigen persönlichen Kontakt hin. Großvater war da anders. Er wollte mich anfassen und spüren, dass da noch Leben drin ist. Er wollte der Technik nicht trauen, die ihm angeblich so viel Menschliches genommen hatte.

Nun saß ich hier und sah die alarmierenden Farben in seinem Kopf, die mich zweifeln ließen, dass er noch fähig sein würde, mich zu erkennen, geschweige denn, mit mir zu reden. Sein offener Mund, der sanft röchelnd den notwendigen Sauerstoff einsaugte und die eingefallenen, geschlossenen Augen bestärkten mich in dieser Befürchtung.

War meine Fahrt zu Großvater umsonst? Nein, nicht umsonst. Ich sehe Großvater, wie er sich maßlos über solch unbedachte Bemerkungen aufregen konnte. Wie kann Zeit, die man einem anderen Menschen widmet umsonst sein? Oder wäre er mir diese Zeit nicht wert?

Damals soll alles noch anders gewesen sein, hatte er vielmals beklagt, obwohl zu seiner Zeit schon das Menschliche ins Hintertreffen zu gelangen begonnen hatte. Schließlich sei also auch er schuld, dass dies möglich wurde, beendete er meist versöhnlich seine Attacken.

Er stammte aus dem Jahre 1953 und wehrte sich mit seinem Tod im Jahre 2101 gegen die neue Zeit. Ich hatte fast das Gefühl, als sei sein angekündigter Tod ein Protest gegen das 22. Jahrhundert. Doch kann man das planen? Die Entzündungen um sein künstliches Hüftgelenk und die Abwehrreaktionen des Körpers gegen das eingepflanzte Herz und den Hirnstimulator sprachen gegen diese Möglichkeit. Hoffentlich würde nicht dieses farbenprächtige Bild seines geschundenen Körpers in meine Erinnerung einziehen, wenn ich künftig an ihn dächte. Wollte er darum, dass ich den Menschen, das Fleisch und das Blut begutachte und fühle?

Seine Hand zuckte kurz. Bisher hatte ich mich nicht getraut, dieses zerbrechliche Wesen einer anderen Zeit anzufassen. Nun zog es mich, diese Hand zu berühren. Ich legte meine Hand auf seine und zog sie sofort wieder erschreckt zurück. Sie war eiskalt. War der Tod hier schon etwas früher aktiv? Natürlich hing dies mit Durchblutungsstörungen zusammen. Ich ließ meine Hand nun länger liegen und spürte, wie er meine Wärme aufnahm und zurückgab. Er war ein komischer Kauz, der sein Leben lebte, wie er es empfand, ohne sich von Erwartungshaltungen seines Umfeldes dominieren zu lassen. Er hatte sich dieser Gier nach bedingungslosem Erfolg und Geld verschlossen und konnte es sich leisten direkt und ehrlich zu sein. Wer damit nicht klar komme, kann bleiben, wo der Pfeffer wächst. Ich kam gut damit klar und bewunderte ihn dafür. Doch er hatte sich damit auch zum Außenseiter seiner Zeit qualifiziert und dennoch unzählige Herzen aufgeschlossen, an die er sich jedoch nie langfristig binden wollte. Gerade er, der das Menschliche so vermisste, wollte seine Menschlichkeit nicht verplempern und sie nur ganz besonderen Menschen etwas intensiver widmen. Anscheinend war ich einer davon.

Warum aber bin ich wirklich hier? Hatte ich noch die Chance, dies zu erfahren? Der Körperscanner zeigte Veränderungen an, oder hatte ich mir das nur eingebildet? Die von mir berührte Hand zeigte gesund wirkende Wärmefelder bis hin in den Oberarm. Aber die unerwartete Reaktion geschah im Gehirn. Rund um den Stimulator hatten sich kreisförmige, weiße Kreise gebildet, die weich in ein wohliges Gelb übergingen und fast zu leuchten schienen. Tatsächlich begannen sie zu pulsieren und sich auszuweiten. Als Laie hatte man den Eindruck, der Körper würde sich vom Gehirnstimulator verabschieden, um selbst die Macht zu übernehmen.

Automatisch fasste ich seine Hand fester. Er lag immer noch teilnahmslos da. Die schütterten Haare ließen kurz wieder den Gedanken an den zuvor empfundenen Totenschädel aufkommen, doch nun begann sich eine zarte Röte auf das Gesicht zu legen und der Mund hatte sich geschlossen. Die Assistenzärztin hatte angedeutet, dass dies voraussichtlich sein letzter Tag sein würde und sie nicht versprechen könne, dass er noch einmal zu Bewusstsein käme.

Nach diesen Veränderungen schöpfte ich jedoch Hoffnung. Immer mehr Bereiche des Kopfes belebten sich, wenn auch die krank wirkenden Bereiche nicht ganz überstrahlt wurden. Die Lippen bewegten sich, als dürsteten sie. Vermutlich würde ich nichts falsch machen, wenn ich ihm etwas zu trinken gäbe. Sein Körper war federleicht, als würde ich eine Puppe hochheben. Als ich ihm das Wasser an den Mund setzte, das ich auf seinem Tisch gefunden hatte, nahm er es instinktiv auf, ohne zu erwachen. Der Ansatz eines Lächelns hatte sich gebildet, als er wieder lag und erneut meine Hand spürte. War er wach? Warum redete er nicht mit mir?

„Großvater?“ Er reagierte nicht. Seine Hand hatte sich leicht gekrümmt. Behutsam drehte ich sie, um sie zu begutachten. Sie war faltig und wirkte erfahren, was durch hervortretende Sehnen und Adern unterstrichen wurde.

Großvater hatte zupacken können und machte gern alles selbst. Er wollte sich nicht verwöhnen lassen durch die vielen unnützen Erfindungen, die letztendlich nur faul und einsam machten. Ebenso verfuhr er mit seinen Wegen und nutzte ein Auto nicht mehr als nötig. Laufen hielt frisch und Wege beschenken uns andere Menschen und Gespräche – kurz, das Leben. Wer nahm sich heute noch die Zeit, aufwendige Wege und Gespräche auf sich zu laden. Wir hetzen durch den Alltag, um die Termine wahrzunehmen, die beruflich erforderlich sind und hetzen durch die Freizeit um diese optimal, mit dem größten Kick auszufüllen.

Wege hatten an Bedeutung verloren im Zeitalter des Holograms, und des bedingungslosen, kabelfreien Zugriffs auf alle weltweiten Datenbanken und Servicedienste. Rein theoretisch könnte ich mein Leben in einem einzigen, kleinen Raum verbringen, der Arbeitsstätte, Wohnraum und Kulturzentrum wäre, ohne auf irgendetwas verzichten zu müssen. Sogar menschliche Kontakte konnte man simulieren, die uns Empfindungen, wie zum Beispiel Berührungen vorgaukelten. War das wirklich so? Nein. Großvater hatte recht. Diese kalte Hand, die sich langsam erwärmte, dieser leichte Körper, der mich erschreckte, das ruhige Atmen durch die schlaffen Lippen – das war Leben, das man auch als solches spürte. Es weckte Gefühle in mir, die ich bei keiner Simulation je gespürt hatte. War dieses Leben besonders wertvoll, weil es vor meinen Augen verging, weil er ein Teil meines nicht simulierten Lebens war?

Ach Großvater, was möchtest du mir sagen? Ich kann mich an deine Worte erinnern, die mich so oft in verschiedensten Variationen erreicht hatten, dass das wahre Leben gestorben wäre und ich dies nicht in meinem Leben zulassen sollte. Natürlich hatte ich versucht, auf dich zu hören, doch du warst zu weit weg, wenn du mich auch wöchentlich einmal angerufen hast. Du hast neben mir gestanden, als Hologramm zwar, aber du hast es getan. Du warst da. Es hat mir genügt. Nie habe ich deine Drängeleien verstanden, die schließlich irgendwann seltener geworden waren, dich zu besuchen. Du warst doch jede Woche bei mir, du hast neben mir gestanden, also ging es dir gut.

Jetzt, wo ich deine kraftlose Hand spüre, ohne ich, dass es dir schon lange nicht mehr gut ging. Dieses Jahrhundert hat dich mit seiner Sorge um den Menschen getötet. Es wollte dir sogar das Menschliche abnehmen und hat es schließlich auch geschafft. 22 Jahre haben wir uns nicht berührt, die Stimme gefühlt, den Atem inhaliert, den Menschen gerochen. Dieses Jahrhundert hat dir deinen Enkel genommen. Ich habe nicht gewusst, dass auch mir der Mensch Großvater fehlen könnte. Du standest doch so oft neben mir und würdest so oft kommen, wie wir es wollen. Heute erst weiß ich, dass du so weit weg warst. Jetzt bist du bei mir. Ich spüre es. Dass du auch riechst, hatte ich ganz vergessen, ebenso, dass deine Haut so weich ist. Ich würde zu gern noch einmal deine Stimme hören. Nein, ich kann sie mir nicht simulieren, das heißt, ich könnte es technisch schon, doch es wird nicht mein Großvater sein, nicht **mein** Großvater.

Es war wie ein Ritual, wenn du wöchentlich angerufen hast. Mir war gar nicht aufgefallen, wie hager du geworden bist. Manchmal waren mir die Anrufe sogar lästig, da wir doch gerade geredet hatten, vorige Woche. Was soll denn da schon passiert sein. Es gibt nichts Neues. Sagen wir uns doch einfach, dass es uns gut geht und dann wieder Tschüss. Geht es uns gut? Ging es mir gut? Ich hatte es fest angenommen. Ging es dir gut? Du hast angerufen, nie über deine Krankheiten und die vielen Operationen geredet, die ich auf dem gescannten Körperbild erkennen kann. Dir musste es einfach gut gehen. Also hatte ich beschlossen, dass es dir gut geht. Habe ich dich darum in den letzten 22 Jahren nicht besucht? Weil es dir gut ging? Besucht man sich nur, wenn es einem schlecht geht? Ist das das gestorbene Leben, von dem du sprachst? Warum habe ich das nie so richtig persönlich genommen? Weil es mir gut ging? Weil ich lieber denken wollte, dass es dir gut geht und es zu un bequem war, das zu überprüfen?

Das 21. Jahrhundert hat uns unzählige sinnlose Erfindungen beschert, die sich in diesem Jahrhundert vervielfältigen werden. Auch das Transportwesen hat sich weiter

entwickelt. Obwohl du 3600 km von mir entfernt wohntest, war ich innerhalb einer Stunde bei dir. Mein selbst programmiertes Flugtaxi hatte mich problemlos von Tür zu Tür gebracht und das kostete mich nicht mehr, als eines meiner Freizeitvergnügungen. Warum hatte ich dann diesen geringen Aufwand eines Besuches 22 Jahre lang gemieden? War es mir zu wenig Vergnügen? Warst du zu selbstverständlich in meinem Leben? Habe ich deine überholten Ansichten nicht mehr hören wollen? Hatte ich Angst, dass du recht haben könntest, wenn du mich von meinem gedankenlosen Lebenswandel abbringen wolltest, um in mir Menschlichkeit zu retten?

Es scheint so, als sei ich kein guter Zuhörer, kein guter Schüler gewesen. Ich empfand Dankbarkeit, dass du so hartnäckig jede Woche angerufen hattest, um zu hören, wie es mir ginge. Nun weiß ich, dass es dir dabei nicht so gut gegangen war, weil es so wenig Echo gegeben hatte. Jeder Anruf musste die Hoffnung in sich getragen haben, dass dein Enkel vielleicht doch mal zu Besuch kommen würde und jeder Anruf hatte dir erneut die Enttäuschung gebracht, dass du einer Illusion hinterhergerannt warst.

Entschuldige, dass ich dir diese jahrelangen Qualen bereitet hatte. Bitte wache auf und rede mit mir. Ich möchte dir sagen, wie sehr ich dich liebe, auch wenn ich es nicht gelebt habe. Ich möchte dir für die Erkenntnis danken, dass ich dich liebe und dass du mehr Zeit von mir verdient hättest. Wache bitte auf, damit du dieses Wissen mit ins Grab nehmen kannst. Eine letzte kleine Freude, die mir nicht viel Mühe macht und ehrlich gemeint ist. Schade, dass du selbst von deiner Mühe nicht mehr profitieren wirst. Ich wünschte, dass ich dich noch öfter besuchen und mit dir reden könnte. Doch das war leicht gesagt, da ich die Gelegenheit nicht mehr haben würde.

Ich empfand eine tiefe Traurigkeit. Doch so sehr ich auch trauerte, weinen konnte ich nicht. Er war immer zu weit weg gewesen. Ich richtete mich auf und betrachtete das kleine Bündel Mensch, das jetzt so hilflos und still wirkte. Ganz anders, als bei unseren Gesprächen. Und plötzlich wurde mir klar, warum mich mein Großvater gerufen hatte. Er wollte, dass wir uns noch einmal unterhalten, so wie wir es gerade ausführlich getan hatten, von Mensch zu Mensch. Danke Großvater.

Ein schrilles Signal riss mich aus den Gedanken. Die Assistenzärztin stürmte herein und starrte besorgt auf das Scannerbild. Ich ließ Großvaters Hand los und trat vom Bett zurück. Das Körperbild zeigte sich in überwiegend wolkigem Gelb. Das hektische Hantieren der Ärztin an den Apparaturen besagte nichts Gutes. Pure Sorge stand in ihrem Gesicht. Als sie an meinen Großvater herantrat und die Anschlüsse überprüfte, fand sie die Zeit, flüchtig sein Gesicht zu streicheln. Ich spreche sie flüsternd, als wolle ich Großvater nicht aufschrecken, an.

„Ich beneide sie. Ihr Beruf bewahrt ihnen die Menschlichkeit, die mein Großvater in unserer Gesellschaft so vermisst hat.“

Giftig sah sie mich an. „Ich denke, dass ihr Großvater damit meinte, dass er den Menschen in ihnen vermisste. Es ist nicht die Gesellschaft, die den Menschen macht. Der Mensch macht die Gesellschaft. Wer menschlich bleiben will, kann das auch. Für sie war ihr Großvater nur ein Hologramm, wenn sie mit ihm telefonierte. Sie würden dieses Scannerbild für ihren Großvater halten, wenn sie in meinem Beruf arbeiten würden.“ Damit ließ sie mich stehen. Das Scannerbild zeigte den gleichen Zustand, wie zu Beginn meines Besuches. Fassungslos starrte ich auf das Hologramm neben

dem Bett meines Großvaters. Von hier musste er das letzte Gespräch mit mir geführt haben. Diese Ärztin musste ihm geholfen und damit alles mitverfolgt haben, wer weiß, wie oft. Sie hatte mit angesehen, wie er sich mit letzter Kraft aufgerappelt hatte, um einen einigermaßen intakten Opa zu präsentieren, nur um den Enkel nicht zu sehr zu erschrecken.

Was musste sie von mir denken? Zweifellos sprach Hass aus ihren Worten. Was mochte ihr Großvater alles erzählt haben? Was wusste sie schon von seinem Leben. Vermutlich hatte Großvater wieder alles in düsteren Farben ausgemalt und sich selbst bemitleidet, wie er es immer tat. Das konnte einem schon auf die Nerven gehen. Ob sie mal darüber nachgedacht hatte? Die Menschen machen sich das schon manchmal einfach. Auf meinem Piepser wurde ein Anruf registriert. Es war Juliette. Wir wollten heute Abend in dieses neue Theater, in dem man selbst in eine Rolle schlüpfen und den Verlauf des Stückes beeinflussen kann. Ein wahnsinnig interessantes Projekt. Wenn wir pünktlich sein wollten, müsste ich langsam los. Ich erklärte ihr in einer Kurzfassung den Zustand meines Großvaters. Dennoch kamen wir dabei ins Schwärmen, als wir unser heutiges Vorhaben erwähnten. Ich versprach, mich zu beeilen.

Großvater lag unverändert da.

„Ich komme morgen wieder, Großvater“, flüsterte ich. Was sollte ich hier herumsitzen. Er bekam ohnehin nichts mit. Morgen würde er auch noch da sein, wie immer. Ich gab ihm einen flüchtigen Kuss auf die Stirn und verabschiedete mich. Leider sah ich nicht mehr, wie sich seine Augen öffneten und er mir nachsah. Auch der vorwurfsvolle Blick der Ärztin, die in der Tür stand, blieb mir verborgen. Der genaue Todeszeitpunkt meines Großvaters, wurde von der unsensiblen Assistenzärztin, in einem Brief an mich, so formuliert:
„Er starb, als sie die Krankenzimmertür von außen geschlossen hatten.“